

Festrede für die Feier des Hebelbundes Lörrach vom 10. Mai 2003

„...unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache...“:

Was mit Mundarten geschieht, wenn Grenzen fallen

Von Christian Schmid

I.

Sehr geehrte Damen und Herren,

am 9. November 1809 schrieb Johann Peter Hebel seinem Freund Hitzig:

„Ich kann in gewissen Momenten innwendig in mir unbändig stolz werden, und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, dass es mir gelungen ist unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache klassisch zu machen, und ihr eine solche Zelebrität zu ersingen.“¹

Wer, frage ich Sie, verachtete die alemannische Mundart des Wiesentals und machte sie lächerlich? Die Bauern und Bäuerinnen, die Handwerker, Dörfler und Kleinstädter, welche sie mit derselben Selbstverständlichkeit sprachen, wie sie atmeten, weil ihnen keine andere Sprache zur Verfügung stand? Wohl kaum! Lächerlich machen kann eine Sprache oder Sprachform nur, wer sie zu einer anderen, besseren in Beziehung setzen kann. Lächerlich machen kann sie also nur, wer von aussen kommt und anders spricht, oder wer neben dieser Sprache noch über eine oder mehrere andere verfügt und mindestens eine dieser anderen Sprachen für derart weit überlegen hält, dass ihm jene daneben lächerlich vorkommt.

Im 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert äusserten sich vor allem diejenigen Angehörigen der gebildeten Oberschicht abfällig über Dialekte, welche einen raschen und möglichst vollständigen Durchbruch der vereinheitlichten hochdeutschen Schriftsprache befürworteten. Für sie war das Hochdeutsche Grundlage und Garant für eine nationale Einigung und der damit verbundenen Segnungen einer nationalen Ökonomie, welche unternehmerische Höhenflüge von vorher nicht gekannten Ausmassen versprochen. Denken Sie an die Macht des Englischen im jüngsten Entwicklungsschritt des sogenannten freien Unternehmertums, im Globalisierungsprozess, dann verstehen sie die Geschichte, die ich Ihnen aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert erzähle.

Das Hochdeutsche, das seinen Vereinheitlichungsprozess in der Schrift vollzogen hatte, löste sich vom Papier der Schreibstuben, der Kanzleien, der Handelskontore, der Hochschulen und der Gelehrtenstuben und wurde nach und nach auch zur

Sprechsprache im öffentlichen Raum. Damit verfügte die Oberschicht, eine sozial privilegierte Gruppe, über zwei Sprachformen, wobei nur die eine, das Hochdeutsche, kräftig gefördert, verfeinert und für die Belange der öffentlichen Kommunikation ausgebaut wurde. Goethe sagte es so:

„Allmählig wurde, wie die Geschichte unserer Sprache lehrt, die Ausbildung auf weniger Mundarten eingeschränkt, bis zuletzt nur eine Schriftsprache allein die Höhe hielt, Volksdialekte das Gleichgewicht verloren und in Gemeinheit und Trübe versanken.“²

Wer diesen Prozess unterstützte und förderte, entzog den Dialekten seine Zuneigung, nannte sie „Kalber-Teutsch“ und „elende Provinzialsprachen“, weil sie der nationalstaatlichen Raison, dem Unternehmertum und einer einheitlichen Volksschulbildung im Weg standen. Ein deutscher Anonymus schrieb 1795 über die Deutschschweizer und ihre Dialekte:

„Was soll man von der Geisteskultur eines Volkes halten, das seine Sprache in einem so vernachlässigten Zustande läst?“³,

und August Wilhelm Schlegel beginnt seine Betrachtungen über die Schweizer Mundart von 1812 mit dem Satz: „Das Schweizerische Deutsch ist übel verrufen.“⁴

Die Dialekte rochen für diese in grösseren Massstäben denkenden Geister nach Misthaufen, klangen nach dem Unverständlichen, das entsteht, wenn man beim Sprechen die Pfeife nicht aus dem Mund nimmt, und hatten all das Hemmende der regionalen Masse und Gewichte, der kleinstaatlichen Geldwirtschaft mit ihren unterschiedlichen Münzen, der Wegzölle und der undurchschaubaren Herrschaftsverhältnisse an sich. Kurz, mit den Dialekten handelte man in einer Welt, welche sie nicht mehr wollten. Ja, meine Damen und Herren, mit unseren Sprachen handeln wir⁵, und sie müssen so sein, dass sich mit ihnen, in der Welt, in der wir handeln wollen, gut handeln lässt, deshalb passen wir sie pausenlos der sich wandelnden Welt an, solange wir sie sprechen.

So rang das Hocheutsche, gefördert von den Intellektuellen und Geschäftstüchtigen, den Dialekten immer mehr Terrain ab, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Neugestaltung der Welt eine solche Dynamik gewann, dass es vielen Menschen zu schwindeln begann. In den Städten wurden Schanzen geschleift, Stadtmauern und Stadttore niedergerissen, verwinkelte Vorstädte planiert, damit auf den breiten Avenuen mit den herrschaftlichen Villen die Trambahnen fahren konnten. Eisenbahnen schnaubten über Land, machten Tausende von Fuhrleuten und

Postkutschern arbeitslos. Stahlwerke begannen metallene Geräte herzustellen und machten Küfer und andere Holzhandwerker überflüssig. Immer mehr Arbeiter strömten in die Städte, die gewaltig wuchsen. Flüsse wurden begradigt, Dämme gebaut. In den Schulen wurde Hochdeutsch Unterrichtssprache. Die bäuerlich-handwerklich-kleinstädtische Welt der Dialekte schien in einem Fanal unterzugehen. Da wurde plötzlich für viele gelehrte Geister, was vorher wenig galt, schützenswert. Sie sangen in Büchern das Lob des Bauern und verurteilten die Verworfenheit des Städters. Sie priesen das gesunde Land und schmähten die kranke Stadt. Sie zogen das regional Eigene dem Fremden vor. Sie rühmten die Einfachheit und schlichte Geradheit des Dialekts, den auch die neu sich etablierende historische Sprachwissenschaft als Urform des Deutschen hoch schätzte, und kritisierten die arrogante Kälte des Hochdeutschen. Viele von diesen gelehrten Geistern lebten in Städten, sprachen im Berufsleben Hochdeutsch und vielleicht im trauten Kreis Dialekt, wenn sie ihn noch beherrschten.

Die meisten von ihnen waren noch im Dialekt aufgewachsen und wollten, als er wirklich bedroht war, nicht, dass er verschwand. Denn Sprache ist eben nicht nur Mittel zum Handeln. In der ersterworbenen Sprache bewahrt jeder seine und jede ihre Biographie. Mit unserem Sprechen teilen wir immer auch mit, wie wir zur Sprache kamen und die Welt begreifen lernten.

“Wenn man eine ‘Sprache lernt’“, schreibt der amerikanische Philosoph Stanley Cavell, „lernt man nicht nur die Namen der Gegenstände, man lernt auch, was ein Name ist; nicht nur die Form des Ausdrucks für das Ausdrücken eines Wunsches, sondern was es heisst, einen Wunsch auszudrücken; nicht nur, was das Wort ‘Vater’ ist, sondern was ein Vater ist; nicht nur, was das Wort ‘Liebe’ ist, sondern was Liebe ist. Wenn man eine Sprache lernt, lernt man nicht nur die Aussprache der Klänge und ihre grammatischen Ordnungen, man lernt auch die ‘Lebensformen’, die aus diesen Klängen die Wörter machen, die sie sind, die sie dazu bringen zu tun, was sie tun - etwa benennen, rufen, hinweisen, einen Wunsch oder ein Gefühl ausdrücken, eine Wahl oder eine Abneigung anzeigen.“⁶

In der ersterworbenen Sprache klingt die Erinnerung, an ihr haften die Lebensformen, in die wir hineinwuchsen, deshalb blieben und bleiben viele dem Dialekt, in dem sie aufgewachsen sind, empfindsam verbunden, auch wenn sie ihn im Alltag kaum noch oder nicht mehr sprechen. Für die dialektempfindsamen Angehörigen der Oberschicht schrieb Johann Peter Hebel seine „Allemanischen

Gedichte“, nicht für die dem Dialekt verhafteten Sprecher und Sprecherinnen der Unterschicht, die seinem Mundartschreiben nicht viel Beachtung schenkten, weil für sie, was gescheit sein wollte, Hochdeutsch geschrieben sein musste, wie die Bibel, der Kalender, die Erbauungs- und Hausbücher. Hebel klagt denn auch über die geringe Resonanz seiner Mundartgedichte bei den einfachen Leuten in einem Brief vom Oktober 1802 an seinen Freund Hitzig und will die Hoffnung nicht aufgeben, dass seine Versuche „auch bei dem Volke Sinn finden und etwas Gutes bewirken werden“.⁷

Mit diesem kurzen Einblick in die Zeit Johann Peter Hebels und das spätere 19. Jahrhundert wollte ich Sie auf folgende Sachverhalte aufmerksam machen:

1. Weil sich das Hochdeutsche als überregionale vereinheitlichte Schreib- und Sprechsprache, später auch als Unterrichtssprache in der Schule durchsetzte, waren immer weniger Deutsch Sprechende auf unreflektierte Weise dem Dialekt verhaftet. Sie verfügten über mindestens zwei Sprachvarietäten, die sie zueinander in Beziehung setzten, miteinander verglichen und zu denen sie je spezifische Einstellungen entwickelten.
2. Mit Sprachen oder Sprachvarietäten handeln wir im Alltag privat und öffentlich. Damit wir erfolgreich handeln können, passen wir Sprachen und Sprachverietäten laufend der sich verändernden Welt an. Weil sich das Hochdeutsche im prestigeträchtigeren, öffentlichen Kommunikationsraum der Verwaltung, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und des Geisteslebens durchsetzte, wurden die Dialekte vielerorts nur noch für die Kommunikation im privaten Raum benutzt, gewannen dadurch an emotionalem, verloren aber an Gebrauchswert.
3. Der Gebrauchswert einer Sprache oder Sprachvarietät ist nicht identisch mit ihrem emotionalen Wert. Wer in einem Dialekt aufgewachsen ist, behält in der Regel eine starke emotionale Bindung an ihn, auch wenn er ihn im Alltag kaum oder nicht mehr spricht. Deshalb Goethes Diktum: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“⁸

II.

Vergleichen wir die heutige Sprachsituation mit derjenigen zur Zeit Johann Peter Hebels, fallen zwei Sachverhalte sogleich ins Auge: Es gibt heute kaum mehr Deutsch Sprechende, welche nur ihren Dialekt beherrschen, also dem Dialekt in

unreflektierter Weise verhaftet sind. Längst nicht mehr alle Deutsch Sprechenden verfügen über Dialektkenntnisse. Während, laut einer neueren Erhebung, in der ganzen nördlichen Hälfte des deutschen Sprachraums weniger als 50 Prozent, ja gebietsweise nur noch weniger als 20 Prozent der Bevölkerung über Dialektkenntnisse verfügen, erscheint die südliche Hälfte als markant dialektbewahrender⁹, wobei zu fragen ist, ob Dialektkenntnis auch ein Minimum an Dialektverwendung im täglichen Umgang einschliesst.

Zu dieser Sprachsituation führten gesellschaftliche Veränderungen, die im Ganzen eine immer grössere Öffnung unterschiedlicher sozialer Schichten zueinander sowie eine immer stärkere Teilnahme verschiedenster sozialer Gruppen am öffentlichen Leben zur Folge hatten und mit den Begriffen Egalisierung, Engagement und Emanzipation umrissen werden können.¹⁰ Das Hochdeutsche verlor in diesem Prozess seine Funktion als Oberschichtsprache. Es entwickelte sich zu einer Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann.

Diese Demokratisierung der Standardsprache, ihre Umwandlung von einer Normsprache mit hohem Sozialprestige zu einer variantenreichen, anpassungsfähigen Gebrauchssprache, die allmählich auch den privaten Kommunikationsraum eroberte, erodierte die Dialekte, welche den Anforderungen des Alltags immer weniger gewachsen waren, weil sich die Standardsprache rascher wandelte und an sich verändernde Bedingungen anpasste als die Dialekte, welche man pflegen und in einem Zustand bewahren wollte, in dem sie den Anforderungen des modernen Alltags nicht mehr gewachsen waren.

Dialekte, meine Damen und Herren, entfalten sehr starke Bindungskräfte im Bereich des Zusammengehörigkeitsgefühls, aber sie grenzen, weil sie in kleinen Räumen existieren, auch sehr stark aus. Diese kleinen Räume konnten sich halten, solange Herrschaftsgrenzen und konfessionelle Grenzen intakt blieben, solange die lokale Produktion und der regionale Handel überwogen. In der modernen Welt entfesselter Freizügigkeit und Mobilität können wir hingegen nicht nur unsere Lebenspartner, sondern auch unseren Wohn- und Arbeitsort frei wählen. Wir dürfen ungehindert reisen. Millionen Menschen pendeln über kürzere oder längere Strecken zur Arbeit. Millionen Menschen flüchten vor Kriegen, werden vertrieben oder migrieren von den

ärmeren in die reicheren Länder der Welt. Die kleinen Räume, in denen sich Dialekte etablierten und behaupteten, existieren nicht mehr.

Politik und Wirtschaft, welche in der Zeit nach Hebel national wurden, wobei lokale und regionale Eigenheiten verloren gingen, werden heute global, wobei nationale Eigenheiten verloren gehen. Teil dieser Eigenheiten sind Sprachen und Sprachformen, welche in der Welt und nicht in einem speziellen Raum existieren. Während der Entwicklung von der lokalen und regionalen zur nationalen Politik und Wirtschaft wurden die Dialekte durch die Standardsprache bedrängt, während der sich aktuell vollziehenden Entwicklung von der nationalen zur globalen Politik und Wirtschaft wird das Deutsche nun durch das Englische bedrängt.

Grossen Anteil am Verlust des Gebrauchswerts der Dialekte haben die Massenmedien, denn sie erreichen einerseits jeden und jede im privaten Raum, sind aber andererseits auf möglichst grossräumige Wirkung bedacht. Während die Printmedien den Sprachgebrauch des einzelnen nur indirekt beeinflussten und beeinflussen, wirken die auditiven, die audiovisuellen und die interaktiven elektronischen Medien durch ihre Breitenwirkung und Omnipräsenz heute viel direkter auf das Bewusstsein und das Sprachverhalten ihrer Teilnehmer ein. Durch die Medien Rundfunk und Fernsehen kommt seit einigen Jahrzehnten der gesprochenen Sprache gegenüber der geschriebenen ein immer grösseres Gewicht zu, vor allem auch weil in Reportagen, Soaps, Talks und Livesendungen aller Art ungebrochene Alltagssprache medienwirksam wird. Hier besetzt der Dialekt, ausser in der deutschen Schweiz, noch den Nischenplatz traditionsverbundener, meist folkloristisch verbrämter Gemütlichkeit. Und selbst hier, in den Massenarenen der televisio-folkloristischen Musikantenstadl und -krüge, mussten die Deutschschweizer und andere süddeutsche Mundartgemeinschaften feststellen, dass mit dem Dialekt bei so grossflächig inszenierter Gemütlichkeit nichts mehr zu holen war; ihre Sängerinnen und Sänger trällern ihre Lieder längst Hochdeutsch oder in einer regional gefärbten Umgangssprache.

III.

Wenn der sehr versierte und altgediente Dialektologe Jürgen Eichhoff die Titelfrage seines Aufsatzes „Sterben die Dialekte aus?“ mit Ja beantwortet, ist das eine sehr ernst zu nehmene Einschätzung, die ich im übrigen, auch aufgrund meiner

langjährigen Beschäftigung mit Dialekten und Dialektliteratur, teile. Eichhoff schreibt:

„Dialektabbau und Dialektverlust haben in den letzten Jahrzehnten die deutsche Sprachlandschaft nachhaltig verändert. Anstelle von Dialekten, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch verwendet wurden, bilden heute die Umgangssprachen das weit überwiegende Medium der Kommunikation. Man kann so weit gehen zu behaupten, die Umgangssprachen seien die regionale, die Schriftsprache die nationale Hochsprache. In vielen Städten und ganzen Landschaften von Westfalen über Nordhessen bis Sachsen werden die autochthonen Dialekte praktisch nicht mehr gesprochen, in anderen Gegenden sind sie stark zurückgegangen. [...] Wo Dialekte noch verwendet werden, sehen wir eine mehr oder weniger rasche, mehr oder weniger weit fortgeschrittene Entwicklung in Richtung auf regionale Umgangssprachen bzw. die Standardsprache.“¹¹

Weshalb ist das so? Deutsch Sprechende, welche neben der Standardsprache einen Dialekt sprechen, können die beiden Sprachvarietäten im Kopf nicht, wie durch eine Mauer getrennt, auseinander halten. Die Varietäten beeinflussen sich gegenseitig mehr oder weniger stark. Dabei verläuft die Hauptrichtung der Beeinflussung in der Regel so, dass die schwächere durch die stärkere Sprachvarietät verändert wird. Im Zusammenspiel von Standardsprache und Dialekt, das sollte aus dem bisher Gesagten deutlich geworden sein, ist die Standardsprache die stärkere, der Dialekt die schwächere Varietät. Wie stark und wie rasch die Veränderung sich vollzieht, hängt von der Einstellung der Sprechenden zu den beiden Sprachformen ab, denn Veränderungen gehen immer von den Sprechenden aus.

In Deutschland hat, wie Jürgen Eichhoff darlegt, die Entwicklung dazu geführt, dass die traditionellen Lokal- und Regionaldialekte in grossen Gebieten verschwunden und durch eine regional gefärbte Umgangssprache, also eine Variante der Standardsprache, welche mehr oder weniger stark dialektal gefärbt ist, ersetzt worden ist. Wo Dialekt noch verwendet wird, lässt sich eine fortgeschrittene Entwicklung in Richtung auf regionale Umgangssprachen oder die Standardsprache feststellen.

Weshalb, werden Sie sich fragen, ist diese Entwicklung in der deutschen Schweiz so anders verlaufen? Sie ist nicht anders verlaufen und verläuft nicht anders, sie ist nur durch eine längere Periode nationaler Abwehrhaltung und sprachlicher Selbstbesinnung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in welcher die Dialekte als

Identifikations- und Abgrenzungsmittel in hohem Ansehen standen, verzögert worden.

In der 2. Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts schienen die Dialekte in der deutschen Schweiz noch schneller ausgehöhlt zu werden als im Raum des heutigen Deutschland. Im Jahr 1862 klagte Friedrich Staub im „Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerischen Wörterbuchs“: „Auf keinem Boden schleicht die Verderbniss so heimlich und darum so sicher, wie auf dem unserer Mundarten.“¹² Weil um die Wende zum 20. Jahrhundert die Industrie vor allem in der Ostschweiz viele deutsche Kaderleute beschäftigte und die obersten Kader der Schweizer Armee sehr deutschfreundlich waren, wuchs die Angst vor einer auch sprachlichen deutschen „Kolonisierung“¹³. Einzelne Wissenschaftler sagten deshalb voraus, dass in den Städten das Hochdeutsche die Dialekte in absehbarer Zeit verdrängen werde.¹⁴ Noch 1930 schrieb August Steiger in seiner Schrift „Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz“:

„Auch schon die Sprache des einfachsten Haushalts ist schriftdeutsch durchseucht. Wer in Zürich ein halb Pfund „Anke“ bestellt, kann es erleben, dass ihm der Verkäufer die Bestellung wohlwollend bestätigt mit den Worten: ‘E halb Pfund Butter’. Es gibt dort auch schon ‘Kartoffelsalat’, und aus Chüttene, Chestene und Bölle sind schon längst Quitte, Kastanie und Zwieble geworden. D’Stäge heisst Treppe und der Gang Korridor. Eine Arbeitslehrerin erteilt ihren Unterricht züritütsch, verbietet aber den Kindern zu sagen lisme, büeze, Gufe; ‘es heisst’ stricke, näe, Stecknadle usw. [...] Gerade weil wir’s nicht merken und uns auf den scheinbaren Gebrauch der Mundart noch etwas zu gute tun, ist diese innere Gefahr der allmählichen Angleichung an die Schriftsprache grösser als die des bewussten Übergangs.“¹⁵

Widerstand gegen diese Entwicklung erwachte in der Westdeuschschweiz um den Berner Germanisten und Schriftsteller Otto von Greyerz. Um die Dialekte zu erhalten und zu schützen, nahm sie die 1905 gegründete Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz in die Liste schützenswerter Güter auf. Das Bildungsbürgertum und vor allem auch die Lehrer und Lehrerinnen wurden darauf verpflichtet, Dialekte und Hochdeutsch streng zu trennen. In Anlehnung an den Begriff „reines Deutsch“ für das Hochdeutsche wurde der Begriff „reiner Dialekt“ geprägt. Darunter verstand man möglichst standardferne Varianten, welche in sprachpflegerischer Absicht erhalten

werden sollten. Schliesslich wurde das Verwurzelte im Dialekt als typisch deutschschweizerische, demokratische Tugend zum nationalen geistigen Gut erklärt. Obwohl dieser Widerstand der realen Entwicklung diametral entgegenstand, hatte er Erfolg und führte zur heute herrschenden medialen Diglossie mit dialektalen Sprachformen als in allen mündlichen Kommunikationsbereichen vorherrschenden Sprechsprachen und der Standardsprache als Schriftsprache, weil für die Deutschschweizer in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in der Zeit des Aufkommens des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs die Dialekte zum hörbaren Abgrenzungsmerkmal gegen alle reichsdeutschen Anmassungen wurden. Die Dialekte waren Teil der geistigen Sammelbewegung jener Zeit, der geistigen Landesverteidigung. Standardsprachlich-dialektale Mischformen waren zu jener Zeit ebenso verpönt wie jede auch nur minimale Angleichung des dialektalen an den hochsprachlichen Ausdruck. Wer Relativsätze mit Relativpronomen bildete und nicht mit der mundartlichen Relativpartikel „wo“, wurde zurechtgewiesen oder ausgelacht. Wer sagte „ich wirde moorn choo“ statt „ich chum dänn moorn“, sprach nicht richtig Dialekt. Man sagte „Bäändler“ und „Pösch-ler“, nicht „Baanaagschtellte“ und „Brieftreger“; man sagte „Camion“ und nicht „Laschtwage“. Wer im Studio Zürich des schweizerischen Landessenders Beromünster seinen Mundarttext dem Mundartexperten vorgelegt hatte, sah alle „immer“ durch „allewyl“ ersetzt, obwohl bereits zu jener Zeit die meisten Zürcher und Zürcherinnen „immer“ sagten.

IV.

Die Inthronisierung der Dialekte als vorherrschende Sprechsprachen hatte jedoch Folgen, welche die traditionalistischen Gesinnungs- und Sprachpfleger nicht voraussehen wollten oder konnten. Sie zwangen die Dialekte dazu, mit dem gewaltigen gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und technologischen Aufbruchs- und Entwicklungsprozess, der nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, Schritt zu halten und als Sprechsprachen im privaten und öffentlichen Bereich brauchbar zu bleiben. Das hatte vorerst zur Folge, dass sich die tatsächlich im Alltag gesprochenen Dialektformen immer stärker von denjenigen unterschieden, welche im Mundartschrifttum und in der traditionellen Mundartkultur gepflegt und zelebriert wurden. Als 1967 der Berner Pfarrer Kurt Marti bei Lucherhand in Darmstadt seinen Mundartgedichtband „rosa loui“ mit dem Untertitel „vierzg gedicht ir bärner umgangssprach“ publizierte und damit auch in der deutschen Schweiz die neue

Mundartliteratur einläutete, begann für die Hüter der traditionellen Mundartkultur und Mundartpflege ihr langes, erbittertes Rückzugsgefecht, das einige gegen alle Vernunft bis heute führen.

Weshalb gegen alle Vernunft? Die Dialekte sind auch in der deutschen Schweiz nicht mehr dieselben Varietäten, welche sie vor fünfzig, sechzig Jahren waren. Ein Grossteil ihres traditionellen Wortschatzes, der noch in der alten bäuerlich-handwerklich-klein-städtischen Welt geprägt wurde, ist obsolet geworden und zum Teil bereits ausgestorben. Dadurch geht auch die Grundlage für viele bildhafte Redewendungen verloren wie *s Höi nid uf dr gliiche Büni haa* „nicht gleicher Meinung sein“, *dr Mischd isch gcharet* „die Sache ist erledigt“ und *d Milch abegää* „den Widerstand aufgeben“.

Daneben gehen auch Wörter verloren, welche nicht obsolet sind, weil neue Produktebezeichnungen sie verdrängen. Heute sagen viele *Butter* statt *Anke*, weil sie *Chochbutter* und *Chrütterbutter* sagen. Sie sagen *Raam* statt *Niidle*, weil sie *Kafiraam*, *Surraam* und *Halbraam* sagen. Sie sagen *Guurke* statt *Guggumere*, weil sie *suuri Guurke* und *Essigguurke* sagen.

Die Mundarten mussten auch den ganzen Wust neuer Wörter aufnehmen, welche eine postmoderne, postindustrielle Sprachgemeinschaft im Alltag braucht. Viele dieser Wörter sind internationale Prägungen, viele sind Anglizismen, der Rest ist gleich wie in der Standardsprache, aber einfach in den Dialekt eingelautet. Auch in meinem modernen Berndeutschen gibt es *Bäiks*, *Eerbägs*, *Tschaarterflüüg*, *Läptops*, *Teggscht-veraarbeitigsprogramm*, *Technologiitransfer*, *Früschhaltepackige*, *Konteiner*, *Biitschwoleiball*, *Riverraafing*, *Disggos* und *Partis*, obwohl, das sei hinzugefügt, die Dialekte früher den Plural auf -s nicht kannten.

Weil ein grosser Teil des traditionellen Wortschatzes obsolet, veraltet oder am Veralten ist, gerät der traditionelle Dialekt bei vielen Jungen und sich urban und jung Fühlenden als Ganzer in den Ruch des Provinziellen und Überholten. *I ha di gäärn* und *Müntschi* ist für viele Jungverliebte Berner und Bernerinnen Grossmuttersprache; sie sagen *i liebe di* und *Chuss*. Ein *Velo* ist heute tendenziell ein alter Drahtesel; ein 21-gängiges High-Tech-Produkt ist ein *Bäik*. *Bäändler* ist schon fast eine Beleidigung, man ist heute *Baanaagschtellte*.

Die elektronischen Medien, die eine Art Cheerleader-Funktion übernehmen und keine erkennbaren sprachlichen Regelungen mehr kennen, sind zu Trendsettern des modischen Sprachgebrauchs avanciert, auch in der deutschen Schweiz. Sie

zelebrieren die ungehemmte Übernahme von Standardsprachlichem geradezu, z. B. in den Fachjargons von mundartlichen Sport- und Wetterberichten oder in den mundartlichen Szenenjargons von Jugendsendungen.

Deutschscheizer und Deutschscheizerinnen haben in der Regel ein gutes Gehör für die Klänge der verschiedenen Mundarten, aber ihre grammatischen und stilistischen Eigenheiten scheinen sie nicht zu interessieren. Wir alle übernehmen ungehemmt die sperrigen Substantiv- und Adjektivhäufungen aus der Standardsprache und ersetzen damit den schlankeren Mundartausdruck. Wie sagen: *Mir händ en äärztlechi Underversoorgig* statt *mir händ zweeni Tökter* oder *ds nöie Mänädschmänt setzt uf Medizinaltechnik*. Viele sagen *in Züri und nach Basel* statt *z Züri und uf Basel*, bilden das Futur mit dem Hilfsverb *werden*, bilden Wörter mit der hocheutschen Vorsilbe *zer-* wie *zerrisse* und *zerschtampfe* statt *verrisse* und *verschtampfe*, und sogar der damalige Bundespräsident Moritz Leuenberger sprach 2001 in einem vom Fernsehen ausgestrahlten Gespräch vom Kontakt *zu dene Staate, die allerdings nid in dr EU sind* statt *zu dene Staate, wo allerdings nid in dr EU sind*. Ich stelle fest, dass Experten und Expertinnen überall dort, wo sie Kompetenz und jung-dynamische Zeitgenossenschaft signalisieren wollen, einen sehr hochdeutschnahen Dialekt sprechen und heute ohne zu zögern Relativsätze mit Relativpronomen bilden, obwohl das früher beim Dialektsprechen als Todsünde galt. Sind das, was wir Deutschscheizer und Deutschscheizerinnen heute im Brustton der Überzeugung unsere Dialekte nennen, überhaupt noch Dialekte? Ich bin der Meinung, dass der Begriff „Dialekt“ nicht mehr für alle regionalsprachlichen Varietäten, welche in der deutschen Schweiz gesprochen werden, angebracht ist. Die ideologische Mauer, welche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen der Standardsprache und den Dialekten errichtet wurde und welche bewirkte, dass beide Sprachformen streng getrennt wurden, ist zusammengebrochen. Deutschscheizer und Deutschscheizerinnen haben heute eine markant andere Einstellung gegenüber ihren Dialekten als noch vor fünfzig Jahren. Dialekte gelten heute nicht mehr als Bollwerk gegen das Deutsche, denn wir lesen und hören am Radio oder im Fernsehen jeden Tag Hochdeutsch, auch wenn viele von uns es selten und ungerne sprechen. In der modernen, wirtschaftlich und massenmedial vernetzten Welt hat die lokale bzw. regionale Identifikation über den Dialekt keine grosse Bedeutung mehr. Viele kleine Dialekte sind verschwunden, grossräumige Ausgleichstendenzen sind feststellbar; viele von uns wachsen in gemischtdialektalen Familien auf und sprechen

nicht den Dialekt ihres Wohn- oder Arbeitsorts; viele Lehrer und Lehrerinnen sprechen nicht den Dialekt ihrer Schüler.

Die dialektalen Sprachformen, in denen wir uns im Alltag unterhalten, sind lautlich noch sehr stark den traditionellen Basisdialekten verhaftet und geographisch verortbar. Aber im Wortschatz, in der Grammatik und im Textaufbau ist der Einfluss der Standardsprache massiv. Wir sprechen ein offenes, sich unablässig veränderndes System dialektaler Sprachformen, welche abhängig sind von Parametern wie Gesprächsteilnehmer, Kommunikationssituation und Gesprächsthema. Am einen Ende dieses offenen Systems stehen die Basisdialekte, am anderen Ende Sprachformen, bei denen nur noch die Lautung dialektal ist, Wortwahl und Satzbau jedoch standardsprachlich sind. Hierzu zwei Beispiele: Den standardsprachlichen Satz „Es gibt immer noch viele Marienkäferchen“ kann ich in das Berndeutsche einlauten und sagen „Es git immer no viiu Mariiechäferli“. Korrekte Basismundart wäre aber „Es het geng no viiu Himugüegeli“, weil ich *es het* sage und nicht *es git*, *geng* für *immer* und *Himugüegeli* für *Marienkäferchen*. Den standardsprachlichen Satz „Es hat angefangen zu regnen, nachdem er gegangen ist“ kann ich fast unverändert ins Berndeutsche einlauten: „Es het afa räge, nachdäm er ggangen isch“. Korrekte Basismundart wäre aber „Er isch ggangen u du hets afa räge“, weil ich in der Basismundart nicht über die subordinierende Konjunktion *nachdem* verfüge und weil auch im untergeordneten Nebensatz das Vollverb vor der Partizipialform stehen würde: *isch ggange* versus *gegangen ist*.

Ich vermute, dass die Distanz zur Basismundart umso grösser wird, je formeller die Gesprächssituation ist und je stärker wir mit unserem Sprechen Dominanz signalisieren wollen. Dabei würde ich dialektale Sprachformen, welche bezüglich Wortwahl und Satzbau eindeutig standardsprachlich sind, nicht mehr als Dialekte, sondern als Umgangssprache bezeichnen, auch wenn die Lautung dialektal ist. Ich widerspreche damit den meisten Sprachwissenschaftlern, welche für die deutsche Schweiz heute noch eine diglossische Sprachsituation mit Standardsprache und Dialekten behaupten. Ich stimme dem Baselbieter Volkskundler Eduard Strübin zu, der bereits 1976 den Aufsatz „Zur deutschschweizerischen Umgangssprache“ veröffentlichte, den er mit folgenden Worten beginnt:

„Das Schweizerdeutsche ist die alltägliche Verkehrssprache des Deutschschweizers und in diesem Sinne seine Umgangssprache. Es befindet sich in einer ‘ausgeprägten Umbruchs-Situation’: ‘Schweizerdeutsch’ wurde noch vor kurzem der Mundart

gleichgesetzt; dem heutigen Beobachter muss es als komplexes, schwer durchschaubares Gebilde erscheinen.“¹⁶

Auch in der deutschen Schweiz werden die Dialekte heute durch das Hochdeutsche bedrängt und ihre Erosion schreitet hör- und sichtbar fort. Es vollzieht sich damit tendenziell derselbe Vorgang wie in Deutschland, nur dass er hier viel weiter fortgeschritten ist.

V.

Dialekte oder Mundarten, meine Damen und Herren, kann man nicht pflegen, man kann sie nur brauchen. Wer sie auf einem bestimmten zeitlichen Entwicklungsstand erhalten wollte, müsste verbieten, dass sie weiterhin gesprochen werden. Auch diejenigen, die Mundartkunst schaffen, brauchen sie, und zwar auf unterschiedliche Art und Weise für verschiedene Zwecke. Die Bäuerin, welche in Mundartbüchern beschreibt, wie man früher gelebt und gearbeitet hat, braucht die traditionelle Mundart als Erinnerungsträger und Erinnerungsvermittler; der weitaus grösste Teil der heutigen Mundartliteratur in der deutschen Schweiz ist Erinnerungsliteratur. Der Mundartautor, welcher einen Roman schreibt, macht aus seiner Mundart eine Literatursprache; der moderne Lyriker und der Kabarettist loten sie kreativ aus. Der Mundartrock- und die Mundartpopsängerin schreiben und singen Lieder in ihrer Umgangssprache. Der Mundarttrapper und die Mundart-Hiphopgruppe schreiben und singen Lieder in ihrer mundartlichen Szenensprache. Mundartkunst ist Kunst und dient keinen Zwecken wie Heimatschutz, Sprachpflege, regionale Identitätsfindung oder Gemeinschaftsbildung. Wo Mundart zu solchen Zwecken kommerziell missbraucht wird, verkommt sie zur Ware.¹⁷

Mundartkunst, das private Schreiben von Mundartnotizen, -briefen, -mails und -SMS sowie das Erstellen von Mundartseiten im Internet sind Indizien für die Wertschätzung von Mundart, aber leben im vollen Sinn, den dieses Wort auf Sprachen bezogen bedeutet, kann Mundart nur, wo sie im Alltag ganz selbstverständlich gesprochen wird. Dass die Mundarten in Deutschland langsam aussterben und in der deutschen Schweiz kräftig erodiert werden, hat Gründe, welche wir als Einzelne nicht beeinflussen können, denn Sprachen sind Teil einer Welt, in der Grenzen fallen und Kommunikation räumlich expandiert wie nie zuvor. Gleichzeitig war Glaubwürdigkeit vielleicht noch nie so bedroht wie heute, denn wer etwas sagt oder schreibt, kann heute meist nicht mehr für das Gesagte oder

Geschriebene in der direkten Auseinandersetzung haftbar gemacht werden Die uns auferlegte Verpflichtung, immer fit und kompetent zu sein, fördert den Monolog um Macht, Machterhaltung und Machtgewinn und nicht den Dialog. Deshalb möchte ich mit dem amerikanischen Philosophen Stanley Cavell enden, der uns mahnt, „dass unsere Worte nur dann in Zukunft bedeuten werden, was sie bedeuten, wenn andere Menschen weiterhin Lust haben, uns zu verstehen; sollte es ihnen anderswo besser ergehen, dann könnten sie entscheiden, dass wir nicht länger von ihrer Welt sind; als ob unsere geistige Gesundheit an ihrer uns entgegengebrachten Anerkennung hinge, am Geschmack, den sie an uns finden.“¹⁸

Anmerkungen

¹ Zit. nach Monika Jaeger: Theorien der Mundartdichtung, Tübingen 1964, S. 30.

² Johann Wolfgang Goethe: Serbische Literatur. In: Gedenkausgabe XIV, S. 533.

³ Zit. nach Hans Trümper: Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, Basel 1955, S. 107.

⁴ August Wilhelm Schlegel: Umriss, entworfen auf einer Reise durch die Schweiz. In: Alpenrosen. Ein Schweizer Almanach auf das Jahr 1812, S. 259.

⁵ S. Jürgen Reischer: Die Sprache. Ein Phänomen und seine Erforschung, Berlin/New York 2002, S. 66-72.

⁶ Stanley Cavell: Wittgensteins Vision der Sprache. In: ders.: Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen und andere philosophische Essays, hrsg. von Davide Spati und Espen Hammer, Frankfurt a. M. 2002, S. 188-215, hier S. 199 f.

⁷ Zit. nach Monika Jaeger: Theorien der Mundartdichtung, Tübingen 1964, S. 31.

⁸ Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. In: Gedenkausgabe X, S. 277.

⁹ Nach Heinrich Löffler: Germanistische Soziolinguistik, 2. überarbeitete Auflage, Berlin 1994, S. 144.

¹⁰ Vgl. Jochen A. Bär: Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?, hrsg. von Karin M. Eichhoff-Cyrus und Rudolf Hoberg, Mannheim 2000, S.9-34; hier S. 13.

¹¹ Jürgen Eichhoff: Sterben die Dialekte aus? In: Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?, hrsg. von Karin M. Eichhoff-Cyrus und Rudolf Hoberg, Mannheim 2000, S. 80-88; hier S. 82 und 84.

¹² Zit. nach Walter Haas: Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution, Frauenfeld 1981, S. 19.

¹³ Vgl. dazu das erste Kapitel des Romans „Alles in Allem“ von Kurt Guggenheim (Frauenfeld 1996) mit der Schilderung des deutschen Industriellen Meng in Zürich.

¹⁴ Vgl. Ernst Tappolet: Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz, Zürich 1901.

¹⁵ August Steiger: Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz, Erlenbach bei Zürich 1930, S. 14 f.

¹⁶ Eduard Strübin: Zur deutschschweizerischen Umgangssprache. In: SAVk 72 (1976), S. 97-145; hier S. 97.

¹⁷ Vgl. Erich Strassner: Dialekt als Ware. In: ZDL LIII (1986), S. 310-342.

¹⁸ Stanley Cavell: Wittgensteins Vision der Sprache. In: ders.: Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen und andere philosophische Essays, hrsg. von Davide Spati und Espen Hammer, Frankfurt a. M. 2002, S. 188-215, hier S. 200.